

Adoption im Wandel der Zeiten

- Referat beim 25 Jahre-Jubiläum „Eltern für Kinder“, Frankfurt/M., 07/09/12 -

Liebe Eltern, liebe Gäste,

Adoption – eine Mischung aus Nächstenliebe und Selbstliebe, ein Wagnis der Hoffnung zwischen Glück und Stress! „Ad optionem“ bedeutet im Lateinischen wörtlich „auf Wunsch hin“, nicht bloß „Annahme“. Unsere Adoptivkinder sind Wunschkinder! Wir haben sie gewollt! Sie sind uns nicht bloß passiert. Vergessen wir das nie!

1.0 Der Einstieg in die Adoption

Auch unsere Familie feiert in diesem Jahr ein Jubiläum. Vor 40 Jahren, im September 1972, saßen meine Frau und ich unserem Bezirksnotar gegenüber, um das damals einjährige koreanische Bübchen Suh Min Ho zu unserem leiblichen, zweijährigen Töchterchen hinzu zu *ad*-optieren. „Wollen Sie nicht lieber gleich eine Erbausschlussklausel in den Adoptionsvertrag einbauen?“ schlug uns der skeptische Notar vor. „Man weiß ja nie, was in einem solchen fremden Kind alles drin steckt!“ Als ich ihn zurück fragte, ob ihm *seine* eigenen Kinder alle wohl geraten seien, schwieg er nur betroffen und kam sogleich zur Unterschrift.

Die bundesdeutsche Gesellschaft befand sich damals in einem Mentalitätsumbruch. Die erste Gastarbeitergeneration richtete sich auf eine nicht gern gesehene Dauerbleibe ein und die Kinder aus Freundschaften mit farbigen Besatzungssoldaten wurden als Mischlinge schräg beäugt. Der Fremde war noch der Befremdende, der nicht daher und nicht dazu Gehörende. Das Rasendenken des Dritten Reiches blockierte noch vielerorts die Aufklärung. Die Republik war gespalten in die progressiven Brandt-Fans und die reaktionären Barzelanhänger. Der Vietnamkrieg geriet in seine heiße Phase und die Ausläufer der 68er-Studentenrevolte demonstrierten noch mit Ho-Ho-Ho-Tschi-Minh-Rufen auf den Straßen. Die hoch gestreckte dürre Hungerhand auf den Plakaten von „Brot für die Welt“ hatte sich den beweglicheren Mitbürgern tief eingepägt und das World-Press-Photo 1972, das die vor den todbringenden Napalmbrandbomben aus Da Nang schreiend davon rennenden Kinder zeigte, erregte die Gemüter, - darunter besonders das nackte Mädchen und der Junge mit seinem angstverzerrten Gesicht.

Das weltweite Kinderleiden an „Hunger“ und „Krieg“ hatte schon 1959 den Schweizer Journalisten Edmond Kaiser in Lausanne zur Gründung der Aktion „terre des hommes“ angeregt, die dann im Januar 1967 von dem Schriftsetzer Lutz Beisel und seinen Freunden in Stuttgart für Deutschland aufgegriffen wurde: „terre des hommes“ - „menschlichere Erde“, ein Traum, der

um seine Verwirklichung bat. „Warum setzen wir nicht einfach zu unserer kleinen Katja ein bedrohtes Kind aus Vietnam hinzu?“ fragten sich meine Frau und ich eines Abends, als wieder einmal die vietnamesischen Gräuelbilder die Tagesschau beherrschten, so wie heute das Gefeilsche um die Stabilisierung des Euros die Nachrichten dominiert. Warum nicht einfach rasch adoptieren aus purer Selbstverständlichkeit? Es gab noch kein tdh-Kind in unserem Umfeld und die Bewerbung verlief auch unkompliziert. SIE, Grundschullehrerin, ER, Pfarrer und Hochschuldozent - das schien zu genügen. Der Psychologe war ein Kollege und die Beratungsmutter aus Stuttgart kam nur kurz vorbei, nachdem sie sich in unseren Hohenstauffer Bergen fast verirrt hätte. Die Bilder der schreienden Kinder ließen kein langwieriges Antragsverfahren zu. Hatte nicht jedes Kind gleich welcher Abstammung das Menschenrecht auf ein angstfreies, geschütztes Aufwachsen?

Die ersten ausländischen Adoptionen in der Bundesrepublik ab 1967 waren primär von politischer Erschütterung über die gnadenlosen Weltverhältnisse angetrieben. Fast alle Bewerber der ersten tdh-Elterngeneration hätten es privat nicht nötig gehabt zu adoptieren, aber sie konnten es nicht ertragen, unschuldige Kinder leiden zu sehen. Erst die Bedenken von Verwandten und Bekannten zwangen zu einer weiteren Verteidigung unseres Adoptionsbegehrens. „Könnt ihr keine eigenen Kinder mehr bekommen? Klappt's bei euch nicht mehr? Wie könnt ihr ein Kind aus seinem Kulturkreis rausreißen wollen!“ Als wäre ein ausgesetztes Kind jemals in seiner Kultur verwurzelt gewesen und als wäre ein primitives Kinderheim wirklich eine Heimat für ein Kind! Wir wurden immer wieder in Diskussionen verwickelt, was wohl auf die Dauer mehr durchschlage, die Gene oder die liebevolle Zuwendung. Bad news are good news! Einige Boulevardblätter schrieben: Neokolonialisten würden die armen Staaten der Dritten Welt ihrer Kinder berauben. Das sei nichts anderes als „moderner Menschenhandel“ und „Kinder-Klau“.

Wir erwarteten also ein vietnamesisches Kind. Aber dann kam ein Anruf aus der tdh-Zentrale in Osnabrück: „Wir haben zu viel Anwärter auf ein Kind aus Vietnam. Es gibt aber ein halbjähriges, koreanisches Kind, das eine Lippenspalte hat. Wir schicken Ihnen sofort ein Photo. Sie bekommen als Beamter die staatliche Beihilfe zur Operation. Sie wissen ja: Wir suchen Eltern für Kinder und nicht Kinder für Eltern. Punktum.“ - Südkorea? War dort nicht schon seit 1953 der Bruderkrieg zwischen Nord und Süd zu Ende? Offiziell ja, aber Flucht und Vertreibung hatten die Verwandtschaften in vielen Fällen auseinander gerissen und damit die natürliche Sozialhilfe der Clans untereinander zerstört. Ein staatliches Fürsorgesystem war noch nicht hinreichend aufgebaut. Auch hatte der Krieg die Moral sinken lassen. Ein uneheliches Kind war auf die Anerkennung durch den leiblichen Vater, sofern er überhaupt feststellbar war, angewiesen. Im Fall

des kleinen Suh Min Ho hatte sich sein Erzeuger wohl davon gemacht und die alleinstehende Mutter allein gelassen. Außerdem galt die Hasenscharte des Babys als ein dämonisches Zeichen. Min Ho war bereits am zweiten Tag nach seiner Geburt von seiner Mutter in ein koreanisches Waisenhaus abgegeben und von dort nach einigen Wochen an die amerikanische Holt Adoption Agency weitergereicht worden. Wir erwarteten ein mageres Hungerkind in der Art des Brot-für-die-Welt-Plakats, aber es kam ein nicht ganz einjähriger, stämmiger Brocken mit einem unglaublichen Überlebenswillen an. Er war in dem Holt-Kinderheim in Ilsan adoptionsfähig hochgefüttert worden. Aber seine Figur eines kleinen Sumoringers täuschte uns. Die hiesige ärztliche Untersuchung stellte einen hohen Eisenmangel fest, sowie eine angeschwollene Leber in der Größe, wie sie sonst Erwachsene haben. Adoptiveltern haben ein Recht auf ein Kind, aber nicht unbedingt auf ein rundum gesundes Kerlchen. Der kleine Junge rieb sich ständig die Ohren, so dass wir zunächst an Hospitalismus dachten, aber es waren alte, abgelagerte Mittelohrentzündungen, die ihn plagten. Im amerikanischen Kinderheim war er mit Medikamenten voll gepumpt worden, die seine Leber angriffen. Es gab viele schlaflose Nächte, vor allem für die Mama. Auch sein neues Schwesterchen reagierte bockig. Schon auf der Heimfahrt vom Flugplatz, als meine Frau den kleinen Buben auf dem Schoß hielt, bemerkte sie neidisch: „Runter von Schoß! Raus setzen ins Bäumelein oder zum Doktor gehen und Pieks machen“. Nach zwei Operationen durften wir den Jungen endlich ganz bei uns haben und von da an kreiste alles in der Familie um ihn, obwohl ihm in den weiteren Jahren noch zwei leibliche Kinder nachfolgten.

Min Ho Marcel erwies sich als hypermotorisch. Heute würde man Ritalin verschreiben. Damals aßen wir immer wieder mit fliegenden Untertassen. Und als sich Marcel mit dem kleinen Löwen Simba identifizierte, bekam er halt sein Fressen unter den Tisch gestellt. Liebe, Geduld und Humor sind die besten Helfer der Adoption. Im Dorf entstanden dem Jungen, auch aufgrund unserer sozialen Stellung, keine besonderen Schwierigkeiten. Nur eine Bäuerin meinte: „Wenn der mal groß wird, schwätzt er dann deutsch oder ausländisch?“ Und ein anderer Schwabe meinte skeptisch: „*Den* hasch aber fai net selber g'macht!“ Das Fußballspielen wurde Marcells Hobby. Er wurde der Tscha Bum von Rechberg genannt. Nach und nach veränderte der Adoptivsohn uns und wir ihn - auch die beiderseitigen Großeltern nahmen ihn als wirklichen Enkel an. 1974 haben meine Frau und ich uns dann auf einer Reise nach Vietnam und Korea vor Ort von der dringenden Notwendigkeit von Adoptionen persönlich überzeugt. Im staatlichen City Children Home in Seoul zum Beispiel waren ca. 2000 Kinder im Alter von 3 bis 15 Jahren in 30 unwirtschaftlichen Häusern sich selbst fast völlig allein überlassen. In den Fenstern waren keine Scheiben, weshalb die Kanonenöfchen umsonst glühten. Die Kinder hatten weder Betten, noch Tische,

sondern saßen aneinandergedrängt auf dem blanken Boden, wie auch im Bericht eines Vertreters von Terre des Hommes Schweiz zu lesen war. Die rasierten Köpfe waren mit einem weißen Pulver bestreut und den kalten Reis und die faden Suppen aßen die Kinder aus Blechnäpfen. Einige Ältere durften nach draußen in die Schule gehen, andere steckten wenigstens für irgendwelche Firmen Plastikblumen zusammen. Im Grunde genommen lebten sie alle in einem Niemandsland ohne Zukunft. Das wird inzwischen in Südkorea Geschichte geworden sein, aber noch gibt es weltweit Länder, über die sich solche Berichte erstellen ließen.

Merkwürdigerweise hat Marcel bis zu seinem etwa 25. Lebensjahr nie nach seinen leiblichen Eltern oder überhaupt nach Korea gefragt; auch die Einladungen von tdh, sich mit anderen tdh-Jugendlichen zu treffen oder mit ihnen nach Korea zu reisen, interessierten ihn nie. Als einmal Bilder von koreanischen Studentenunruhen in der Abendschau kamen, fragte er nur: „Wann kommt die Sportschau mit dem VfB?“ Erst als 2004 bei der Taufe seines ersten Kindes die Patentante in einer kleinen Tischrede etwas ungeschickt meinte: „Marcel, was würde wohl heute deine koreanische Mutter sagen, wenn sie Dich so glücklich mit Deinem ersten Kind im Arm sähe?“ kamen dem 33-Jährigen zum ersten Mal die Tränen. Er hatte verstanden, was der Hautkontakt mit Eltern für ein Kind bedeutete.

Als 1973 die Zahl der Adoptionsbewerber rasant anstieg, wurden wir Beratungseltern. Dabei unterlief uns ein folgenschwerer Fehler. Wir nahmen den kleinen Min Ho Marcel zu unseren Beratungsbesuchen mit, weil die Bewerber ein tdh-Kind sehen wollten und er zuhause, auch unter Betreuung, weiß was angestellt hätte. Marcel muss es genossen haben, bewundert zu werden. Jedenfalls dachte er, es sei wohl deshalb, weil er so klasse sei. Er begann zu kaspeln. So benahm er sich immer dann besonders keck, wenn wir ihn nicht sofort maßregeln konnten. Einmal fragte er einen Besucher: „Worom hosch du so gälbe Zähn’?“ Und ein andermal bemerkte er zu einer älteren, adligen Dame: „Hu, i han grad denkt, du wär’sch a Hex!“ Ungefähr vier Jahre alt begegnete er im Schwimmbad einem anderen, etwa gleich alten koreanischen Adoptivjungen. Da rief er überrascht: „Jetzt han i grad gmoint, du wär’sch i!“ In der Schule war er ein ziemlicher Hallodri, der seine Hausaufgaben ungeduldig hinschmierte. Das blieb auch so bei seinen Versuchen, sich dem Gymnasium bzw. einer Ausbildung zu stellen. Die Pubertätsjahre waren schwierig. Marcel experimentierte jedes abweichende Verhalten durch, das sich die damaligen Heranwachsenden überhaupt leisteten. Ich will seine Ausrutscher und seine Schulschwierigkeiten gnädig verschweigen. Aber was auch immer geschah, wir hielten die gegenseitige elementare Zuneigung durch. Der Junge lernte im Lauf der Jahre, falsche von echten Kameraden zu unterscheiden, und *wir* standen auf unseren Prinzipien solange herum, bis sie durchbrachen. Wir

haben gelernt, bei Konflikten in Intimbeziehungen immer nur ein vorletztes, und nie ein letztes Wort zu sprechen. Heute ist Min Ho Marcel auf dem Zweiten Bildungsweg ein beliebter, diplomierter Psychotherapeut für Verhaltensgestörte geworden. Er ist glücklich verheiratet und hat drei Kinder. Auch seine drei leibeigenen Geschwister möchten im Rückblick den Bruder nicht missen. Der polnische Pädagoge Janusz Korczak hatte Recht, als er in seinem berühmten Buch „Wie man ein Kind lieben soll“, schrieb: „Jedes Kind hat das Recht, so zu sein, wie es ist“¹ und „Du kannst aus einer Eiche keine Buche machen! Jede Pflanze geht ihren eigenen Weg ans Licht.“ Adoption und Adaption sind von einander nur durch einen einzigen Vokal unterschieden. Doch in der Praxis des Zusammenlebens werden beide Begriffe nicht selten verwechselt und die Liebe weicht dem Zwang. Trotzdem ist insgesamt der Zuwendungserfolg der Adoptiv- eltern von „tdh“ und „EfK“ zu bewundern. 1978 zum Beispiel hatte tdh in der Bundesrepublik nach 12 Jahren bei 1 267 Vermittlungen erst 22 replacements, das waren gerade mal 1,7 %. Bei den Vermittlungen der deutschen Jugendämter lag die Zahl der missglückten Adoptionen weit- aus höher. Allerdings konnte die Dunkelziffer der nicht bekannt gewordenen Fälle auch bei tdh nie ganz aufgeklärt werden. Die Umsetzung eines Kindes von einer Familie in eine andere kam beinahe jedes Mal einer zweiten Aussetzung gleich. Eine Adoption ist eben ihrem Charakter nach ein Sakrament, ein unauflösliches Versprechen. Man kann sich ein Kind nicht bloß zur Ansicht kommen lassen.

Insgesamt jedoch hat sich das Auswahlverfahren der ältesten deutschen Organisation zur Ver- mittlung ausländischer „Kinder in Not“ in seinen heute 45 Bestandsjahren – „tdh“ und „EfK“ zusammengezählt – hervorragend bewährt: Erstanfrage bei tdh bzw. EfK – Teilnahme an einer Informationsveranstaltung – Einreichung der Lebensläufe – schriftliche Motivbegründung – Be- such von Beratungseltern im eigenen Heim – Gang zum Psychologen – Stellungnahme des Ju- gendamtes – Rundlauf der Berichte im Entscheidungsgremium - Vorschlag eines Kindes durch die Sozialarbeiterin der Organisation – Gang zum Notar – Einfühlung in die Vorgeschichte des Kindes – im Durchschnitt eine Wartezeit von etwa 9 Monaten. Die adoptionale Schwanger- schaft dauerte also mindestens ebenso lang wie eine natürliche. Die wichtigsten Fragen für die Antragsentscheidungen waren: Wie belastbar ist die Familie und wie viel Zumutungen erträgt wohl das Kind? Ungeduld und Verärgerungen der Bewerber wurden als Erpressungen abge- wehrt. Das größte Dilemma aber blieb die rasch anwachsende Zahl der interessierten Bewerber und die zunehmende Abnahme der zur Adoption frei gestellten Kinder in den Entwicklungslän- dern. Je elender ein Herkunftsland dran war, desto stolzer verweigerte es die Herausgabe seiner hilflosen Kinder. Es wurden ständig Kontakte zu neu zu erschließenden Länder aufgebaut und

¹ J. K., Wie man ein Kind lieben soll, art. 37, 7. Aufl. Göttingen 1967, S. 40.

ausführliche Nachweise ausgearbeitet, dass Deutschland die fremden Kinder weder als Arbeitsklaven, noch als künftige Verstärkung des Militärs, noch als Prostituierte missbrauchen werde. Persönliche Beziehungen zu Vertrauensleuten in den Herkunftsländern wurden angeknüpft und erloschen wieder. Die stärksten Aderlässe waren das Ende des Vietnamkriegs und der Abbruch der Partnerschaft mit der Holt Adoption Agency in Südkorea. Die Umschaltung auf Indien, Sri Lanka, die Ukraine und süd- und mittelamerikanische Staaten konnten das Absinken der Vermittlungsstatistik nicht verhindern. Für meinen Rückblick haben Rosemary Taylor und Dr. Margot Weyer, beraten von ihrem Ehemann Heinrich, bei der Entdeckung, Pflege und Vermittlung verlassener Kinder fast Unglaubliches geleistet. Sie haben ihre Lebenskraft für die Rettung von Kindern auf unzähligen Auslandsreisen, Konferenzen, Behördengängen, Grundsatzreferaten, Heimgründungen geopfert. Die Weyers bildeten zusammen mit den Schildkamps jahrzehntelang ein kampferprobtes Team. Meine Frau und ich haben sie als unsere Freunde und Berater hoch geschätzt.

2.0 Ideologische Richtungskämpfe in der Adoptionsarbeit

1976 kam es bei der bundesweiten Jahreshauptversammlung der tdh-Vereinsmitglieder in Nürnberg zu einem ersten öffentlichen Richtungsstreit über den Sinn von Auslandsadoptionen. Mehrere Redner behaupteten, die Adoptionen würden erst künstlich Waisen entstehen lassen, weil in Not geratene Eltern dann ihre Kinder in die Auffangheime geben würden, um ihnen zu einem materiell gesicherten Leben in Europa zu verhelfen. „Waisenheime produzieren Waisen!“ war der Slogan. Besser sei der Einstieg von tdh in Entwicklungshilfeprojekte vor Ort, wie Schulbau, Brunnenbau, landwirtschaftliche Beratung, Handwerksbetriebe, - als wäre tdh eine Art Misereor oder Brot für die Welt! Niemand wüsste, welche Fremdenfeindlichkeit sich in der Bundesrepublik noch entwickeln könnte und die Adoptiveltern erwürben sich mit ihren andersrassischen Kindern nur ein Statussymbol gleich einem Mercedes oder einer Segelyacht. Sie stünden in der Öffentlichkeit als die guten Menschen da, während sich die Mitglieder der Ortsvereine von tdh für den Spendenerwerb abrackern und nur Sammelbüchsen hinhalten könnten. Die tdh-Mitglieder waren eben in ihrer Mehrheit meist junge Menschen, die - soeben der Enge ihrer Familien entronnen - der Wohlstandskritik und dem Bürgertumsverdruss huldigten und für die Welt und nicht bloß für die Erweiterung von Familien bei uns etwas tun wollten. Die große Entwicklungspolitik lag ihnen näher als die kleine, persönliche Liebe zu einem Kind und der Weltfrieden war ihnen wichtiger als der Vereinsfrieden. Die neue familienkritische Mentalität griff zu einem Teil auch auf die verantwortlichen Mitarbeiter in der Osnabrücker Geschäftsstelle über. Es wurde in die Vorstandssitzungen eingebracht, lieber hier im Nahbereich in Deutschland sozial schlecht gestellte Gastarbeiterkinder oder Jugendliche auf den Straßen und in den Obdachasy-

len zu betreuen, als Renommierkinder aus der Dritten Welt bei uns einfliegen zu lassen. Sollten die Auslandsadoptionen einfach nur deshalb weitergeführt werden, weil sie einmal angefangen wurden? Wenn überhaupt sollten vor allem ältere, gesundheitlich gefährdete oder kriegsversehrte Kinder hierher geholt werden. Auch könnte man versuchen, die Ursprungsfamilien ausgesetzter Kinder wieder aufzufinden, um die Scheinwaisen wieder in sie zurückzuführen und dann von hier aus in Patenschaften zu betreuen. Die Elternvertreter hingegen pochten auf den unendlichen Wert eines einzelnen Kindes und wehrten sich gegen die Alternative „Projekt oder Adoption“. Den Richtungsstreit selbst wollten sie nicht in die Öffentlichkeit tragen, weil die Herkunftsländer gedroht hatten, bei Bekanntmachung der Zustände ihrer Waisenhäuser die Ausreisebewilligungen der Kinder zu verweigern. Sie wollten nicht als Elends- oder gar Schandstaaten in der Weltöffentlichkeit dastehen. Auch die Vorschläge, an alleinstehende Frauen und an feste homosexuelle Partnerschaften Kinder zu vermitteln, kamen damals schon intern auf, wie überhaupt tdh schon früh ein Spiegel des sozialen Wandels in der Bundesrepublik war. Das gegenseitige Unbehagen im Vorstand und in den Abteilungen von tdh spitzte sich dann zu auf den Austritt der Arbeitsgruppe Adoptionen aus der Mutterorganisation tdh und 1987 auf die Gründung der selbstständigen Organisation EfK.

3.0 Erfahrungen als Beratungseltern und aus dem Entscheidungsgremium

Schon in den anfänglichen 80er Jahren änderte sich der Phänotyp der Adoptionsbewerber. Die politischen Beweggründe traten zurück und die familienplanerischen Motive nahmen zu. Die Bewerber wurden etwas älter, bedächtiger, selbstbezogener. Sie waren häufig bislang kinderlos geblieben. Ich nannte sie „Überstiegseltern“, die nicht selten schon lange Jahre versucht hatten, über ein Jugendamt ein deutsches Kind anvertraut zu erhalten. Wenn auch das Adoptionsbegehren schon immer ein Geflecht bewusster und unbewusster Motive war, so überwog jetzt das Anschaffungsdenken das Helfenwollen. Die triebnahen Motive wurden stärker als die kopfnahen, was besonders von der Mehrheit der beratenden Psychologen unterstützt wurde, weil Emotionen in Belastungssituationen tragfähiger seien als Kognitionen. In den Anfragen der Bewerber war jetzt zu lesen: „Wir wünschen uns ein Kind, um endlich eine Familie zu werden ...“, „Unser großräumiges Haus, unser Garten wartet geradezu auf eine weitere Belebung ...“, „Nach dem Tode unseres Töchterchens ist es so still bei uns ...“, „Christus hat uns gelehrt, lasset die Kinder zu mir kommen ...“, „Das Jugendamt bei uns kann nur jedem 15. Paar ein Kind vermitteln“. Die zunehmenden Reports in den Medien hatten die breitere Bevölkerung auf die Auslandsadoptionen aufmerksam gemacht. Es zeigte sich, wie leer bei wachsendem Wohlstand das private Leben der Bundesbürger geworden war.

Wir Beratungseltern veranstalteten halbjährlich regionale Informationstreffen der Adoptionsbewerber. Dabei wurde viel in Kleingruppen diskutiert. Die Teilnehmer erkannten sich in den Anderen wieder oder wurden von ihnen zu neuen Einsichten gebracht. Besonderes Unbehagen gab es immer, wenn die Regel angesprochen wurde, mindestens ein Elternteil müsse bereit sein, etwa ein Jahr aus der Erwerbsarbeit auszusteigen und sich ganz dem angekommenen Kind zu widmen. Es sei ja nicht abschätzbar, wie problemlos die Erstentwicklung des Adoptivkindes verlaufe. Verdrängte Traumata könnten aufkommen, neue Verlassensängste entstehen. Adoption sei selbst ein Arbeitsplatz und könne nie bloß nebenher erledigt werden. Allzu sehr kopfbetonte Bewerberinnen kritisierten dann spätestens beim Elternberatungsbesuch oder beim Psychologengespräch, das Gebot, zuhause bleiben zu müssen, erscheine ihnen als frauenfeindlich, denn gerade für Frauen sei es besonders schwierig, später wieder zurückzufinden in ihren Job. Die Hausbesuche der Beratungseltern hielt ich immer für den informativsten Teil der Anwärterüberprüfung, während im Entscheidungsgremium die Psychologengutachten am höchsten gewertet wurden. In der eigenen Wohnung fühlten sich die Bewerber sicherer als im Fachmann- oder Fachfraubüro. Den Beratungseltern traute man ehrliche Lebenserfahrung zu, den Psychologen hingegen undurchsichtige Charakteranalyse. Es kam dann intern zu Diskussionen, ob die Beratungseltern und Psychologen um der Transparenz willen den Bewerbern eine Kopie ihrer Gutachten aushändigen sollten oder nicht. Wenn wir Beratungseltern bei den Hausbesuchen unsere Kinder mitbrachten, suchten die Bewerber zu zeigen, dass und wie sie mit ihnen umgehen konnten. Auch erzählte die atmosphärische Wärme oder Kälte einer Wohnungseinrichtung mehr über den Lebensstil der Bewerber als die biographische Anamnese beim Psychologen. Vertrauen, nicht Analyse war das Erste, das aufgebaut werden musste. Bei der Elternbegegnung konnte es auch zu Gegenbesuchen kommen. Man war nicht angewiesen auf die Geistesgegenwart und Gunst der *einen* Stunde im Psychologenbüro. Besonders sorgfältig suchten wir die eheliche Harmonie der Bewerberpaare zu erspüren. Wer war der treibende Teil – Mann oder Frau? Gab es offensichtliche Brüche und problematische Gegensätze zwischen den Äußerungen der Eheleute? War der Adoptionswunsch gar nur einseitig? Wollte *sie ihn* wohl über ein Kind mehr an die Ehe und an das Haus binden? Hatte Er bislang überhaupt seine Frau im rechten Licht gesehen? Stimmt die Angabe, dass das Paar gute Beziehungen zu Verwandten und Freunden hatten, die ihnen im Notfall zur Seite stehen würden? Wie bedenklich oder absolut ehrlich war das Eingeständnis, man wünsche sich kein auffallend dunkelhäutiges, kein älteres und kein behindertes Kind und überhaupt wäre ein Säugling das Beste. War es nicht gefährlich, die Bewerber umzuberaten und ihnen Zugeständnisse abzulocken, wo doch in späteren Konfliktsituationen verdrängte Urwünsche und Urbedenken mit Gewalt zurückkehren konnten? So wurde in einem Fall übersehen, dass schon im Erstantrag das Kind einer Prostituierten ausdrücklich ausge-

geschlossen worden war. Es kam nach fast 2 Jahren zu einem bitteren replacement. Es war den Adoptiveltern nicht klar gewesen, dass der kleine Junge gestört sein musste, wo er doch in Kolumbien auf einer Müllhalde aufgelesen worden war und viele kleine Narben von Rattenbissen an seinem Körper trug. Ein verlassenes Kind muss eben mindestens doppelt so lang aufstehen dürfen, wie es hingefallen ist. Es kommt bei einer Adoption nicht so sehr auf das Alter des Kindes, als vielmehr auf dessen Vorerfahrungen an. So kann ein siebenjähriges Kind, das lange bei seiner Mutter war, weniger geschädigt sein, als ein Baby, dessen Mutter ihm schon während der Schwangerschaft Urängste übertrug.

Ein immerwährendes Problem war die Nacharbeit. Wie konnte man nach Jahr und Tag noch an die Adoptionsfamilien herankommen? Wie konnte man regionale Selbsthilfegruppen einrichten und aufrechterhalten? Rechtlich waren nur die Jugendämter als Prüfinstitute vorgesehen. Aber gerade das Verhältnis zu ihnen hing geradezu von Kommunikationskünsten ab. Das zweite stets zu evaluierende Problem war die Harmonie im Entscheidungsgremium. Wir suchten zwar beim Rundlauf der Akten zu vermeiden, dass *ein* Entscheider über den anderen triumphierte und ihm Unerfahrung oder Unverständnis nachweisen wollte. Das Schlimmste wäre gewesen, man hätte bei „Terre des Hommes“ und bei „Eltern für Kinder“ Glück haben müssen, um durchzukommen. Nicht die Gewissensberuhigung oder die Bedürfnisbefriedigung der Erwachsenen, sondern primär das Wohl des Kindes war und ist die ständige Maxime einer Adoption.

*Dr. Manfred Köhnlein
Im Nepfling 10
73529 Schwäbisch Gmünd*

Tel. 07171/43346